Gertrud Schwerdtfeger-Zypries

Arbeitsmaiden

ganz vorn

JUNGE GENERATION



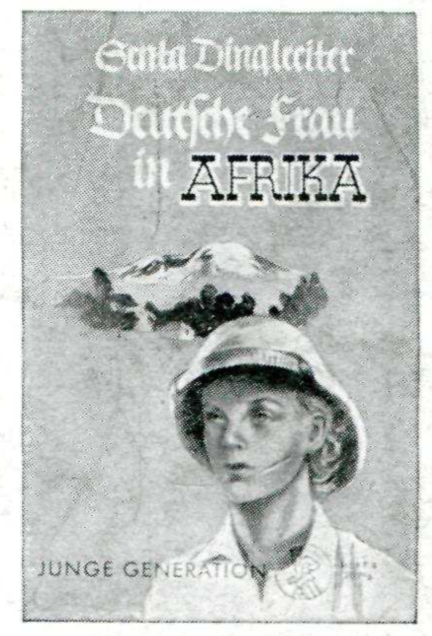
HEFT 9
20 Pfg.

Mit großer Freude

sind unsere neuen Mädelhefte überall in Stadt und Land begrüßt worden. Immer wieder erhalten wir begeisterte Zuschriften. Unzählig sind die Anfragen nach weiteren Heften.

„Mädel und Jungmädel erwarten bereits mit Spannung jedes Heft und freuen sich darauf." Nordwestdeutsche Zeitung

„Eine neue Reihe mit ausgezeichnetem Lesestoff." Generalanzeiger, Oberhausen



Bisher erschienen folgende Hefte:

Heft 1: **Auch wir waren dabei**

Aus dem Kriegstagebuch eines Jungmädel-Untergaues. Herausgegeben von Gisela Gericke. Mit Bildern und farbigem Umschlag

Heft 2: **Zwischen Frieden und Krieg**

Erzählung aus den ersten Septembertagen des Jahres 1939 von Suse von Hoerner-Heintze. Mit Bildern und farbigem Umschlag

Heft 3: **Aus Danzigs Befreiungstagen**

Die Erlebnisse einer Rundfunk-Spielschar, erzählt von Sigridh von Hartmann. Mit Bildern und farbigem Umschlag

Heft 4: **Deutsche Frau in Afrika**

Erzählung von Senta Dinglreiter. Ein Leben im Kampf gegen englische Willkür. Mit Bildern und farbigem Umschlag



Heft 5: **Jungmädel vom Pötterhok**

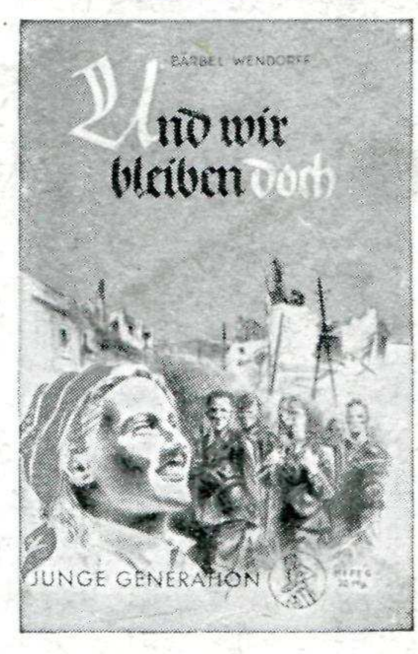
Wie die Jugend einer Kleinstadt sich zu helfen weiß. Erzählung von Annemarie Peter. Mit Bildern und farbigem Umschlag

Heft 6: **Und wir bleiben doch**

Ein Tatsachenbericht aus dem volksdeutschen Kampf im Osten, erzählt von Bärbel Wendorff. Mit Bildern und farbigem Umschlag

Heft 7: **Irene will nach Amerika**

Die Erlebnisse eines deutschen Mädels in einer amerikanischen Millionärsfamilie. Erzählung von Inge von Wiese. Mit Bildern und farbigem Umschlag



Heft 8: **Schwester Erika**

Kriegserlebnisse zwischen Bug und Weichsel. Erzählung von Suse Harms. Mit Bildern und farbigem Umschlag

Heft 9: **Arbeitsmaiden ganz vorn**

Erzählung vom Einsatz des weiblichen Arbeitsdienstes vor dem Westwall. Von Gertrud Schwerdtfeger-Zypries. Mit Bildern und farbigem Umschlag

Bestellt die Hefte gleichzeitig zur Fortsetzung. Monatlich erscheinen 4 Hefte. Jedes Heft kostet mit mehrfarbigem Umschlag und vielen Textbildern 20 Reichspfennige und ist überall zu haben.





Verlag, Berlin

Arbeitsmaiden ganz vorn

von

Gertrud Schwerdtfeger-Zypries



Junge Generation Verlag
Berlin-Lichterfelde-West

Die Unterprima ist schon oft in Aufregung gewesen. Manchmal wegen eines unerwarteten Klassenaufsatzes, ein andermal wegen eines unvermuteten Lehrerwechsels und neulich sogar lediglich aus dem Grunde, weil die Meinungen über ein schon oft beredetes Problem allzusehr auseinandergingen.

Die Aufregung an diesem Schulvormittag hatte aber andere und ganz gewiß ernstere Gründe. Seit Tagen schlugen über den Köpfen der Siebzehn- und Achtzehnjährigen die Ereignisse der großen Politik zusammen. Teils mit ängstlichem Staunen, teils mit dem entschlossenen Mut, das Geschehen um jeden Preis zu begreifen, hatte die Unterprima das Vorspiel des polnischen Feldzuges, die Kriegserklärungen Englands und Frankreichs und das blitzschnelle Losschlagen an Deutschlands Ostgrenze erlebt.

Der Krieg, der bisher allen nur aus den Erzählungen der älteren Generation bekannt war, der Krieg, dessen Nachwirkungen sie zwar ihre ganze Kindheit hindurch bitter gekostet, dessen Erlebnis aber unvorstellbar gewesen war, war mit einem Male Wirklichkeit geworden. Und all den jungen Menschenkindern dämmerte, daß dieser Krieg auch in ihr ganz persönliches Leben eingreifen würde. Wie, war ihnen nicht klar. Daß es aber geschehen würde, wußte jede aus einem Instinkt heraus, der gerade in diesem Alter hellwach ist.

Nun war der Krieg also da; nun war er zu jeder einzelnen gekommen und hatte gesagt: „Schluß jetzt mit dem, was du bisher tatest. Jetzt wirst du an anderer Stelle gebraucht. Du, die du bisher nur lerntest, sollst jetzt für andere, für dein Volk arbeiten, denn dort wirst du gebraucht."

Die Unterprima, die für einen Augenblick den Atem angehalten hatte, geriet in einen Strudel freudiger Überraschung und un-

geduldigen Fragens. Zum erstenmal wurden die Siebzehnjährigen aus einer Bahn herausgerissen, die für sie so selbstverständlich festgelegen hatte.
„Ach was, ich freu' mich", sagte Bärbel, „und ich meine, wir alle haben Grund, uns zu freuen, daß wir nicht mehr die Schulbank zu drücken brauchen, sondern daß wir mit anpacken dürfen. Also los, macht euch weiter keine Gedanken und meldet euch zur Arbeit."
„Ja, aber wo? Das ist's ja gerade!" Die halbe Klasse drängelte um Bärbel herum, die bei solchen Ereignissen immer eine der anerkannten Führerinnen der Klasse war. Ja, wo bloß?
„Es sind uns doch von vornherein zwei Möglichkeiten gegeben: Entweder, wir melden uns beim Arbeitsamt, um uns einem kriegswichtigen Betrieb zuweisen zu lassen. Dann kommen wir wahrscheinlich in eine Fabrik. Oder wir gehen zum Reichsarbeitsdienst und melden uns freiwillig."
„Na, und wohin gehst du?" Das war eine von denen, die immer erst wissen müssen, was die anderen tun, ehe sie einen eigenen Entschluß fassen.
„Das werde ich mir erst überlegen." Bärbel war kein Mensch, der Entschlüsse aus dem Ärmel schüttelte oder sich für irgend etwas allzu schnell begeisterte. „Das überlegt euch auch erst einmal zu Hause in aller Ruhe. Ich gehe jetzt."
„Na, auf jeden Fall, das Abiturzeugnis ein halbes Jahr später ohne Prüfung ist uns sicher. Da miste ich lieber zehnmal am Tag ein halbes Jahr den Kuhstall aus, wenn ich dafür dieser Zwickmühle entkomme!"
Der gleichen Meinung war die ganze Unterprima, und mit dieser Feststellung ging die aufgeregte Klasse für heute nach Hause.
Am nächsten Tag stand für Barbara der Entschluß fest: Reichsarbeitsdienst. Schließlich hatte sie sich schon lange auf diese Zeit gefreut und manchmal bedauert, daß es noch anderthalb Schuljahre dauern würde. Nun war die Möglichkeit so nahe herangerückt, sie würde also jetzt schon gehen.
Die Unterprima hatte sich in zwei Lager gespalten, hier Fabrik-

dienst, hier Arbeitsdienst. Die Überlegungen, die zu diesen Entschlüssen geführt hatten, waren sehr verschiedene gewesen.
Der Klassenlehrer Naumann hätte gar zu gern etwas davon gewußt. Er meinte zu sich und seinen Kollegen, daß sie ganz bestimmt aufschlußreich über das Wesen der einzelnen Mädel gewesen wären Gewiß hatte er damit nicht unrecht.
Bärbel mußte sich nur darüber wundern, wie oft bei den anderen Mädeln die Frage: „Kann ich zu Hause bleiben?“ den Ausschlag



gegeben hatte. Sie hätte nie gedacht, daß die anderen so unselbständig sein könnten. Na ja, das kam wahrscheinlich daher, weil so viele keine Geschwister hatten. Da wurde man dann ja wohl so. Als ob das damit etwas zu tun hatte, ob man die Eltern lieb hatte!
Natürlich hatte Bärbel ihre Eltern lieb. Aber als sie gemeinsam mit ihnen überlegt hatte, in welche Gegend sie sich wohl in ein Lager melden sollte, hatten beide gemeint: „Melde dich man ruhig weit weg von hier, dann lernst du andere Leute und andere Sitten kennen, und das hat noch keinem geschadet.“
Ein paar Zweifel waren ja gekommen, als sie darüber nachdachte,

was sie wohl im Arbeitsdienst dem Ganzen nützen könnte. Schließlich hatte sie noch niemals praktische Arbeit getan, und im ersten Augenblick erschien ihr der eigene zukünftige Einsatz in seinem Erfolg höchst zweifelhaft. Doch es würde schon gehen, und dann — hätte man sie und die anderen denn gerufen, gerade jetzt in dieser Zeit, in der es auf jeden ankam, wenn man nicht der Überzeugung wäre, daß sie helfen könnten?

So gab Bärbel dann auf dem Meldeamt an, daß sie gern nach Baden oder ins Rheinland gehen würde, und richtig kam schon vierzehn Tage später der rote Einberufungsbefehl in ein Lager im Schwarzwald.

Diese Fahrt von Berlin in den Schwarzwald wurde ein Erlebnis für Bärbel! Durch Thüringen, das sie so gut von den Wanderungen mit den Eltern kannte, über Frankfurt am Main ging die Fahrt südlich, und was für eine Fahrt! Nicht der fröhliche Ferienbetrieb, den Bärbel sonst kannte, ganz anders war das heute! Gespenstiges Dunkel auf den Bahnhöfen, gedämpftes Licht in dem Zug, der mit geschlossenen Vorhängen quer durch Deutschland raste, und drinnen Soldaten, Soldaten und noch einmal Soldaten. Die meisten kamen vom Osten und hätten manches erzählen können von dem Feldzug, der in achtzehn Tagen einen lebensunfähigen Staat zerschlug. Andere Soldaten fuhren frisch und vergnügt zum ersten Dienst, glücklich, nun auch endlich dabei zu sein, nur erfüllt von der einen Angst, sie könnten zu spät kommen, könnten irgend etwas verpassen... Und mittendrin Bärbel, auf einen Eckplatz gequetscht, bewundernd den Erzählungen der Soldaten zuhörend...

Was die erlebt hatten, wo die dabei gewesen waren! Man konnte sie schon beneiden! Von Kutno konnten sie erzählen, von Warschau, der Halbinsel Hela oder den Karpaten. Aber das waren eben Jungen, die so etwas erleben konnten. Doch nein — sie selbst, sie, die Bärbel, die bloß ein Mädchen war, fuhr ja jetzt auch in ihren Dienst, zu dem man sie geholt hatte, in dem man sie gebrauchte. Sie würde auch ihre Pflicht tun müssen, auf ihre Art, und ein wenig zum Sieg beitragen, so gut sie es eben konnte.

Das Lager war so, wie Bärbel es sich gedacht hatte, vielleicht noch ein bißchen größer, ein bißchen schöner, aber auch ein bißchen befremdender. Vor allem waren da nun nicht mehr die dreißig bekannten Gesichter aus der Unterprima, sondern über vierzig neue, fremde Gesichter, und zu ihnen gehörten vierzig fremde Menschen, mit denen man noch nichts gemeinsam hatte als den Zufall, der einen gerade in dieses Lager gerufen hatte. Und da war die Lagerführerin, ruhig und ohne große Worte. Was sie am ersten Abend zu den neuen Arbeitsmaiden sagte, war dies:

„Ihr seid hierhergekommen, um zu helfen. Ihr sollt helfen, daß in diesem Land die deutsche Ernte bis zur letzten Kartoffel und bis zur letzten Traube hereingebracht wird, weil wir Deutsche es uns nicht leisten dürfen und gerade in dieser Zeit nicht leisten wollen, daß auch nur ein geringer Teil verlorengeht. Und dann sollt ihr den Menschen hier die Gewißheit und die Beruhigung geben, daß in ihren Höfen und auf ihren Feldern, die sie größtenteils verlassen mußten, alles seinen Gang weitergeht. Von nächster Woche ab werden wir zusammen mit den Kameradinnen der benachbarten Lager in großen Omnibussen der Wehrmacht in das geräumte Gebiet fahren und dort in den Dörfern den wenigen Zurückgebliebenen helfen. Ihr könnt euch freuen und könnt stolz und glücklich sein, daß euch das Schicksal hierhergerufen hat, denn hier steht ihr in vorderster Front."

So saß denn ein paar Tage später Bärbel im blauen Kleid und rotem Kopftuch mit einer hellen Schürze und einer warmen Jacke zwischen vierzig anderen Arbeitsmaiden in einem großen Wehrmachtomnibus. Der Gefreite, der am Steuer saß, und der so beruhigend behäbig aussah, wie Bärbel heimlich feststellte, lenkte mit bewundernswertem Geschick das große Tier durch herrlich hohe Wälder und weite fruchtbare Felder westwärts.

„Da drüben liegt der Rhein, die Grenze." Mit einer weiten Handbewegung zeigte die Lagerführerin nach Westen, als sich

ihnen wieder einmal ein Wald öffnete und den Blick in die Ebene freigab.
Wie ein Schauer durchfuhr es Bärbel — die Grenze. Oft gebrauchtes Wort, viel besprochen in den Heimabenden des BDM. und im Unterricht in der Schule, auch schon erlebt bei Wanderungen, aber nie so schreckhaft ernst empfunden wie in diesem Augenblick. Denn jetzt war Grenze kein politischer Begriff mehr, sondern zwei Armeen, die sich gegenüber lagen, zwei Stellungen, die jeden Augenblick Tod und Verderben speien konnten...
Aber da war schon der Dorfplatz. Menschenleer lag er in der Morgensonne. Doch dann kam ein Mann, ein freundlicher, und wie es schien, sehr ruhiger Mann, der jetzt auf die Lagerführerin zutrat und sie begrüßte. Das war gewiß der Bürgermeister oder der Ortsbauernführer, und wollte er nicht etwas sagen? Da sprach er schon: „Von den fast tausend Menschen, die in diesem Dorf wohnen, sind beinahe siebenhundert in die Ostmark gezogen, weil es unser Führer so befohlen hat. Das sind meist Frauen und Kinder, die dort in Sicherheit gebracht sind. Die jüngeren Männer aber sind bei den Fahnen. So sind nur ein paar von uns zurückgeblieben. Die Arbeit hier muß aber trotzdem geschafft werden, und ihr sollt uns dabei helfen."
Das war alles, was er sagte, und es klang so selbstverständlich. Dann wurden die Arbeitsmaiden auf die einzelnen Bauernhöfe verteilt. Bärbel kam zu einem älteren Bauern, dessen Augen so gut aussahen, daß sie vom ersten Augenblick an wußte: hier wird ein ordentliches Arbeiten sein.
Und schon ging die Arbeit los. Der große Obstgarten erschien Bärbel wie ein Paradies. So etwas gab es ganz gewiß in Berlin nicht — ein Garten so voll von Bäumen und Sträuchern, und zwischendurch war noch immer Raum genug für alle erdenklichen Sorten von Gemüse.
Die Birnen sollten abgenommen werden und die goldenen glatten Herbstäpfel, sie mußten vorsichtig mit dem Pflücker gepflückt und ebenso vorsichtig in die großen Körbe gepackt werden, die gleich

zum Versand kommen sollten. Das war so köstliches Obst, daß Bärbel jeden Apfel ganz behutsam hineinlegte. So wurde Korb für Korb gepflückt. Stunde um Stunde verging dabei und verging so schnell, daß Bärbel kaum Zeit hatte, daran zu denken, daß die Arme und der Rücken vom vielen Auf und Ab müde wurden, bis der Bauer sagte, es ginge jetzt zum Essen. Heute hätte er noch ein-



mal gekocht, aber morgen würde sie, die Bärbel, das wohl übernehmen.

Und Bärbel nickte dazu, und es war ihr so ernst, daß sie in diesem Augenblick gar nicht daran dachte, daß sie ja überhaupt nicht kochen konnte. Das fiel ihr erst am Nachmittag im Omnibus wieder ein. Aber als sie das zur Arbeitsmaid Ursula sagte, die neben ihr saß, da tröstete die und gestand, daß es ihr genau so ginge. Bärbel machte sich ernstlich Sorgen um den nächsten Tag und hatte noch nie so sehr bedauert, niemals der Mutter in der Küche geholfen zu haben.

Doch abends nach dem Abendbrot im Lager kam Hilfe. Der Gong hatte gerufen, und als die Wirtschaftsgehilfin des Lagers nun vor den Arbeitsmaiden stand, da sagte sie: „Viele von euch werden sicherlich morgen für die Bauern kochen sollen, und viele von euch haben noch niemals gekocht. Darum wollen wir jetzt gemeinsam besprechen, wie ihr euch morgen mittag helfen könnt."
Bärbel war sehr erleichtert, und keine war froher über diese hauswirtschaftliche Unterweisung, die nun folgte. Also, Wirsingkohl würde in jedem Garten stehen, und etwas geräucherter Speck sei in jeder Speisekammer zu finden... Wie das nun gewaschen, geschnitten, aufgesetzt, gekocht, mit ein paar rohen Kartoffeln eingedickt und gewürzt wurde, das merkte sich Bärbel ganz genau, und eine Birne zum Nachtisch war gewiß kein Kunststück. Mit dieser Gewißheit schlief Bärbel dann ein.
Als sie nach drei Tagen den ersten Brief nach Hause schrieb, da mußte sie sich selbst über die Selbstverständlichkeit wundern, mit der sie jetzt schon alles im Lager und im Dorf tat. So sehr war sie schon in ihre Aufgabe und die neue Gemeinschaft hineingewachsen, daß sie gar nicht mehr daran dachte, wie neu eigentlich alles für sie war. Was sie den Eltern am ausführlichsten schrieb, war das, was sie am meisten hier beeindruckte: Das weite menschenleere Land, das sie jeden Morgen durchfuhren, die Ruhe, die über dem äußersten Grenzstreifen lag, der unheimliche Friede, der hier zwischen Batteriestellungen und Stacheldraht herrschte.
„... Ihr könnt ganz beruhigt sein. Wir werden hier auf ausdrücklichen Wunsch des OKW. eingesetzt und nur solange hier keine direkte Gefahr ist. Aus diesem Grunde müssen wir auch jeden Morgen so weit fahren. Der Reichsarbeitsführer hat angeordnet, daß in geräumten Gebieten keine Lager erstellt werden dürfen. So aber geht es sehr gut. Wir sind in unserem Lager ganz ungefährdet und können doch den Bauern helfen, die Obst- und Hackfruchternte hereinzubringen. Ihr könnt Euch denken, daß ich dabei sehr glücklich bin, und ich könnte mir gar nicht vorstellen, daß ich jetzt in der Unterprima säße und mich mit der Trigonometrie abquälte.

Wir lernen hier auch sehr viel, nur ist der Weg eben ein ganz anderer. Doch gibt es hier auch richtigen Unterricht, dreimal in der Woche politischen Unterricht. Da hören wir zuerst die Nachrichten und einen zusammenfassenden Bericht über alles, was geschehen ist, und dann besprechen wir es. Am schönsten ist das natürlich für diejenigen von uns, die seit langem aus der Schule sind und vieles in den Zeitungen nicht verstanden haben, weil es ihnen keiner erklärte. Aber auch für uns von der Schule ist es wichtig. Wir sehen alles von hier aus ganz anders..."

Als das frühe Obst geerntet war, ging es an das Gemüse, das auch gleich in die großen Waggons am Kleinbahnhof eingeladen wurde. Dann kam der Tabak, der auf dem Acker hinterm Haus wuchs. Das war eine noch nie gesehene und mühselige Arbeit. Aber schließlich hingen dann doch die Tabakblätter in Bandelüren unterm Dachvorsprung, und der alte Bauer meinte, es sei ganz gewiß in diesem Jahr ebenso schnell gegangen wie früher, obwohl sie nur zu zweit waren.

Und dann kam endlich, endlich die langersehnte Arbeit, die Weinlese. Daß sie schwerer und ganz anders war als in Filmen und Rheinliedern, das hatte Bärbel schon gehört, und es hatte sie nicht überrascht, nachdem sie schon ein kleines Stück bäuerlicher Arbeit kennengelernt hatte. Gewiß war es mühselig, aber wie schön war es auch, die großen Trauben abzuschneiden, die so ganz anders, so viel reiner und frischer aussahen als in den Läden in Berlin.

Wie war es schön, am frühen Morgen den stillen Weinberg hinaufzuklettern und über den Rhein zu sehen, der so breit und ruhig dahinfloß. Dahinter lag das weite Land, das nichts von den gefährlichen Geheimnissen verriet, die es verbarg. Ach, Bärbel war schon ganz traurig, wenn sie an das Ende der Rebenernte dachte. Den kleinen Weinberg hatte sie liebgewonnen.

Es schien ihr nicht allein so zu gehen. Bärbel dachte an die Briefe der Bäuerin und ihrer Kinder, die sie aus der Ostmark schrieben, wo sie freundliche Aufnahme gefunden hatten. Immer hieß es da: „Was macht der Weinberg? Sind die Reben schon geherbstet?

Habt Ihr schon gekeltert?" Viel öfter als nach Gemüse und Obst fragten sie nach dem Wein. Neulich hatte die Bäuerin Bärbel grüßen lassen und hatte an den Bauern geschrieben: „Es ist schön, daß Du so eine Hilfe hast. Ich bin auch ganz ruhig darüber."



Ich bin auch ganz ruhig darüber. Das mußte Bärbel lange bedenken. Die Bäuerin war also da oben in der Ostmark ruhig und machte sich keine Sorgen, weil sie, die Bärbel, hier dem Bauern half. Bärbel schämte sich fast. Das war doch viel zuviel. Das war ja ein ganz großes Lob, was die Bäuerin da schrieb, ein Lob, das sie gar nicht verdient hatte, das sie sich aber verdienen wollte, ganz gewiß.

Und Gelegenheit anzupacken hatte Bärbel in den nächsten Wochen mehr als genug, denn es kam bald noch einmal ein Tag, an dem der Bürgermeister des Dorfes vor den Arbeitsmaiden stand, ein Tag, der die schönsten und schwersten Wochen einleitete, die Bärbel bisher erlebt hatte. Auch diesmal sagte der Bürgermeister nicht viel, aber was er sagte, war für jede einzelne bedeutungsvoll:
„Ich, als Bürgermeister, habe mir vorgenommen, mit den wenigen, die zurückgeblieben sind, die Ernte des ganzen Dorfes einzubringen. Jetzt haben wir Obst, Tabak, Gemüse und Wein unter Dach und Fach. Nun aber warten die Kartoffel- und Rübenäcker auf unsere Hände. Ich weiß, daß es sehr viel ist, wenn wir uns vornehmen, all die Äcker abzuernten, aber es muß sein. Und so wollen wir es dann schaffen."
Nun kamen Tage um Tage, Wochen um Wochen, die eine wie die andere angefüllt mit der gleichmäßigen schweren Arbeit. Die Kartoffelpflüge gingen von Acker zu Acker. Auch die Höfe, die keinen besaßen, bekamen ihn der Reihe nach, denn die Maschinen ersetzten Menschen, und Menschen waren hier knapp.
Und von Acker zu Acker ging Bärbel mit den anderen Kameradinnen hinter den Pflügen her, und sie bückten sich wieder und wieder und warfen die Kartoffeln in die umgehängten Körbe, leerten die Körbe aus und bückten sich wieder ... Und am Abend standen lange Reihen prall gefüllter Kartoffelsäcke nebeneinander, und das war so schön anzusehen, daß man darüber sogar den Rücken vergessen konnte, den dummen Rücken, der sich gar nicht mehr strecken wollte ...
An diesen Abenden wurde im Lager eine Viertelstunde Gymnastik gemacht, und obwohl jede müde war, spürte sie doch, wie gut dieses Dehnen und Recken dem Rücken tat.
Kartoffeln, Kartoffeln — so ging es Wochen um Wochen, und manchmal meinte Bärbel, so viele Kartoffeläcker könnten gar nicht zu einem Dorf gehören. Manchmal wollte sie den Mut sinken lassen, wenn wieder einmal der Pflug gewendet hatte, und der Bauer und sie wieder vor einer neuen Furche standen. Der Bauer arbeitete

gleichmäßig und ruhig, und Bärbel war überzeugt, daß er so gleichmäßig und ruhig seinen Kartoffelpflug bis ans Ende der Welt geführt hätte.
Doch neben der Kartoffelernte hatte Bärbel ja auch noch als Bäuerin auf dem Hofe zu schaffen. Das Mittagessen machte ihr längst keine Schwierigkeiten mehr, zumal an zwei Abenden in der Woche im Lager hauswirtschaftlicher Unterricht war, der immer wieder auf Fehler aufmerksam machte, Erfahrungen sammelte und immer wieder Neues erklärte.
Als Bärbel einmal von ihren Kochkenntnissen nach Hause schrieb, so ganz selbstverständlich, als hätte sie nie etwas anderes getan, mußte die Mutter in Berlin doch ein wenig lachen, und sie meinte zu dem Vater, daß es ganz gewiß richtig gewesen sei, daß sich Bärbel zum Reichsarbeitsdienst gemeldet hatte. Das täte ihr sehr gut.
Aber auch die Kartoffeln gingen einmal zu Ende, und nach ihnen kamen die Rüben, die großen erdklebrigen Rüben, von denen man zuerst die Blätter abschnitt, und die dann auf die breiten Wagen geworfen wurden. Das war Anfang November, als es schon kalt wurde, und ein feiner nieselnder Regen sich auf alle Kleider legte. Wie gut, daß es auf der Kammer so viel warmes Unterzeug und dicke Windjacken gab. Da bekam man auch, wenn man des Abends ins Lager zurückkam, heißen Tee mit Rum, und der rieselte wohlig und warm durch den klamm gewordenen Körper.
Und während all diese Arbeit getan wurde, blieb es weiter ruhig und still in den Stellungen im Westen. Fast täglich meldete der Wehrmachtbericht Artilleriefeuer in der Gegend von Saarbrücken, aber das lag ja weit, weit nördlicher.
Jetzt war es schon dämmerig, wenn die Arbeitsmaiden am Nachmittag in ihre Omnibusse kletterten, und die netten Fahrer mußten sicher höllisch aufpassen, wenn sie über die kurvenreichen Straßen brausten. Dann klatschte der Regen manchmal gegen die Fenster, und drinnen in den dunklen Omnibussen saßen die Arbeitsmaiden müde, aber glücklich von ihrem Tagewerk, und freuten sich auf ihr Lager, so wie sie sich früher auf ihr Zuhause gefreut hatten.

Dort im Lager wurde es aber auch immer gemütlicher. Jetzt wurde abends manchmal der Kamin angezündet. Dann las die Lagerführerin vor: Geschichten von tapferen Frauen, die auch in schwerer Zeit den Mut nicht verloren hatten, Geschichten von längst vergangenen Kriegen, in denen es gerade wie jetzt auch immer um die Größe und Zukunft des Reiches gegangen war. An solchen Abenden wußten sich die Arbeitsmaiden in ihrem Lager unendlich geborgen. Nie hätten sie einander gestanden, was diese Wochen und Monate für sie bedeuteten.

*

Auch die Vorweihnachtszeit hatte im Lager ihr besonderes Gesicht. Da war jener erste Adventssonntag, an dem die Arbeitsmaiden mit den Omnibussen nach vorn fuhren, aber diesmal nicht mit Windjacke und Kopftuch, sondern in der Ausgehtracht und mit geheimnisvollen Päckchen unter dem Arm... Und dann ging Gruppe für Gruppe zu den einsamen Bunkern. Dort legten die Arbeitsmaiden den Adventskranz auf den Tisch und ihre Päckchen daneben, sangen ein Lied, machten frohe Gesichter und waren schon wieder draußen, kaum daß die Soldaten die Überraschung begriffen hatten.

Was machte ihnen schon die schneidende Kälte aus, die in diesem Kriegswinter über dem Lande lag! Im Lager war es warm und gemütlich, und in den Höfen im Dorf gab es trotz des Winters so viel zu tun, daß die Arbeitsmaiden gar nicht zum Frieren kamen.

Im Dorf wurde geschlachtet, Fleisch und Speck und Schinken gepökelt und Würste gemacht. Auch die Wäschebestände wurden einer gründlichen Prüfung unterzogen, geflickt und vor allen Dingen gewaschen und gestopft, damit nur ja nichts liegenblieb und alles seinen Gang weiterging.

Der alte Bauer, auf dessen Hof Bärbel war, schüttelte manchmal den Kopf, wenn er Bärbel so schaffen sah. Das hätte er nie von einem Mädel geglaubt, das aus der Stadt kam und noch dazu aus Berlin, wo er die Mädel in Kaffeehäusern vermutete. Aber Bärbel

erzählte stolz von der tüchtigen Heimatstadt, in der genau so fleißig gearbeitet wurde wie anderswo im Reich.

Doch manchmal wunderte sich Bärbel auch über sich selbst, über die Sicherheit, mit der sie hier alles tat. Nur eines konnte sie zu ihrem großen Kummer noch nicht: die Kühe versorgen. Das war stillschweigend Sache des Bauern geblieben, der sie morgens und abends molk, das Futter gab und den Stall säuberte.

Bärbel wagte auch gar nicht zu fragen, ob sie das Melken nicht lernen könnte. Das war doch wohl zu schwer, und sie war nur froh, daß es den anderen im Lager genau so ging. Da war dann die Begeisterung groß, als die Lagerführerin eines Abends verkündete, daß im Dorf ein Melkkurs stattfinden würde. Es würden noch zwei andere Lager daran teilnehmen; jetzt im Februar wäre ja im Dorf wenig zu tun, gruppenweise würden sie für ein paar Tage am Melkkurs teilnehmen.

Was Bärbel so unüberwindlich schwer erschien, war in Wirklichkeit ganz einfach; und als sie acht Tage später wieder zu ihrem Bauern kam, staunte der nicht schlecht, als sie am Nachmittag den Melkschemel nahm und in den Stall ging. „Das muß ich der Frau nach Linz schreiben", war alles, was er zu sagen vermochte.

Im Februar gab es dann auch einmal einen übermütigen vergnügten Abend mit den Soldaten aus den Stellungen vorn. Da war das ganze Lager ein einziges Lachen und Frohsein. So jung waren die Arbeitsmaiden und die Soldaten, daß sie für ein paar Stunden ganz und gar vergessen konnten, daß sie doch in einer unheimlichen Ruhepause zwischen zwei großen Schlachten lebten, und daß das, was war und was kommen würde, ein bitterernster Kampf um das Ganze war, der nicht verlorengehen durfte.

So jung waren sie, daß dieser ganze Abend eine einzige Freude für sie war, ohne Erinnerung und ohne Gedanken an die Zukunft, die vielleicht von den jungen Soldaten das Schwerste fordern würde.

Vor dem Auseinandergehen sangen sie alle im großen Tagesraum: „Gute Nacht, Kameraden, bewahrt euch diesen Tag."

*

Langsam löste sich der Winter, und in das stumme Land zwischen den Fronten zog der Frühling ein. Mit ihm kam wieder eine neue Aufgabe für die Arbeitsmaiden, denn jetzt galt es, bei der Frühjahrsbestellung zu helfen, von der ja die kommende Ernte und damit die Ernährung der bis dahin wohl längst zurückgekehrten Dorfbewohner abhing.



Das waren herrliche Tage für die Arbeitsmaiden, wenn sie über die frischen Äcker gehen durften, über ihnen der blaue Himmel. Wenn sie dann in weitem Schwung den Kunstdünger warfen oder die Egge über das Feld führten, dann meinten sie, daß es gar nichts Schöneres geben könnte.

In diesen Tagen dachte Bärbel zum erstenmal daran, wie es wohl später wieder in der Großstadt sein würde; und zu gleicher Zeit kam ihr der Gedanke, daß sie wohl gern hier draußen bleiben

möchte in der Arbeit. Als die Lagerführerin dann eines Abends den Abiturientinnen der achten Klasse sagte, daß sie noch ein weiteres halbes Jahr im Reichsarbeitsdienst bleiben müßten, zusammen mit denen, die im Winter in einem kriegswichtigen Betrieb gearbeitet hatten, da war ihr das nur recht, denn das gab Zeit und Gelegenheit, noch einmal zu prüfen und sich endgültig klarzuwerden.
Doch bald wurden die kleinen persönlichen Überlegungen zurückgedrängt vom großen Geschehen an der Front. Die Landung deutscher Truppen in Norwegen fuhr wie ein Blitzschlag durch die Welt, die sich schon an die Ruhe und den trügerischen Frieden zu gewöhnen begann. Und kaum hatte es die Welt recht begriffen, da war schon ganz Norwegen in deutscher Hand, und ein schmählicher Rückzug blieb übrig von den prahlerischen Versprechungen der Engländer, mit denen wieder einmal eine kleine Nation den Engländern ins Netz gegangen war.
Morgen für Morgen und Abend für Abend saßen die Arbeitsmaiden an ihrem Rundfunkapparat, und immer wieder sprach die Lagerführerin oder ihre Gehilfin mit ihnen über die Bedeutung dieses Unternehmens. Mit Spannung verfolgten sie den tapferen Kampf der deutschen Soldaten in Narvik, und wenn die Gedanken der Arbeitsmaiden zu den Brüdern, Vätern und Freunden gingen, dann war auch oft die bange Frage dabei, ob nicht auch einer von ihnen in dieser tapferen Gruppe sei.
Wieder hatte der Krieg die Mädel in seinen Bann geschlagen, und was in vier Wintermonaten manchmal fast vergessen war, stand groß und mächtig vor ihnen: daß jedes einzelne deutsche Schicksal in diesem Kampfe entschieden wurde.
Am ersten April waren die alten Arbeitsmaiden gegangen und hatten anderen Platz gemacht, die frisch von der Schulbank oder aus ihren Berufen kamen. Doch die großen Ereignisse ließen sie schnell zusammenfinden, und die Führerinnen des Lagers meinten untereinander, daß sich die Lagergemeinschaft niemals so schnell gebildet hatte wie jetzt im Kriege.

*

Bärbel hatte die neue Belegschaft kaum kennengelernt, da wurde sie zur Lagerführerin gerufen. Sie teilte ihr die Versetzung in ein anderes Lager in der Rheinebene mit. Zugleich aber sagte sie: „Ich habe dich zur Kameradschaftsältesten vorgeschlagen, und zusammen mit deiner Versetzung ist deine Beförderung gekommen. Ich weiß, daß du deine Pflicht erfüllen wirst."
Wie schwer es doch war, sich von dem alten, lieb gewordenen Lager zu trennen, von den Führerinnen, zu denen man Vertrauen hatte, von den alten Kameradinnen, mit denen man einen ganzen langen Winter hindurch geschafft hatte, von den Räumen, die alles miterlebt hatten. Am schwersten aber war der Abschied vom Bauern vorn im Dorf.
Der konnte das nicht verstehen, daß Bärbel nun in ein anderes Lager sollte, und meinte, die Frau würde es auch nicht verstehen und sicher traurig sein. Doch Bärbel sagte ihm, daß die neue Arbeitsmaid, die kommen würde, bestimmt ebenso schaffen würde, ja, sicherlich noch viel besser, und daß ganz gewiß in der Küche und im Stall und in den Stuben alles in Ordnung bliebe. Ja, und kochen würde sie auch, sicherlich auch viel besser als sie selbst. Doch der Bauer war schlecht zu trösten.
Im neuen Lager war der Einsatz ähnlich wie im alten. Auch hier fuhren die Arbeitsmaiden in Wehrmachtomnibussen zu den Dörfern nach vorn. Aber diese Dörfer waren nicht geräumt. Zwar gab es wenig Männer hier, die meisten waren bei den Fahnen. Aber die Frauen und Kinder und die älteren Leute waren alle da und sollten bleiben, auch wenn es Ernst würde. Deshalb durften auch die Arbeitsmaiden helfen.
Und noch etwas war hier im Einsatzdorf anders: den Rhein sah man Tag für Tag vor sich liegen, nicht mehr wie bisher nur so aus der Ferne...
Und dann waren da die französischen Bunker, gut getarnt und doch erkennbar, die sich wie Perlen an einer Schnur längs des Rheines aufreihten... Es war anders hier; man war dem Feind viel näher.

Aber auch hier war Fürsorge über Fürsorge getroffen. Jeden Morgen, bevor die Omnibusse losfuhren, sprach die Lagerführerin mit dem Abschnittskommandanten der hier eingesetzten Truppe und ließ sich die Bestätigung geben, daß die Arbeitsmaiden zum Einsatz fahren konnten. Noch immer war es ja ruhig an der Front, aber es spürte jede, daß es nicht lange so bleiben konnte. Die Entscheidung brannte.

Und sie kam! In den ersten Maitagen, die so wundersam warm und strahlend waren, rückten die deutschen Truppen über Schelde und Rhein. Auch am Oberrhein, wo es schien, als hätte der Feind noch ein paar Herzschläge den Atem angehalten, brach es jetzt los. Die Geschütze jenseits und diesseits des Rheines redeten ihre lang zurückgehaltene Sprache.

So oft sich Bärbel diesen Augenblick vorgestellt hatte, so unheimlich erschien ihr die Wirklichkeit. Dieses Heulen, das durch die Lüfte ging, dieses Zittern, das durch jedes Haus, durch jeden Baum und Strauch lief, das war so ungeahnt.

Niemals hatte Bärbel etwas so erschüttert. Es war nicht Furcht, nicht einmal Beklommenheit. Es war nur das stumme Hinhorchen auf etwas Gewaltiges, das losgelöst von den Menschen erbarmungslos ein vorgeschriebenes Gesetz erfüllte.

Doch die Arbeit mußte getan werden, und wenn die Frauen und die Alten vorn im Dorf arbeiteten, dann konnten es die Arbeitsmaiden auch. Der Abschnittskommandant war einverstanden, traf alle erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen, und wieder fuhren die großen Wagen nach vorn. Wie froh waren da die Bäuerinnen, froh nicht nur über die praktische Hilfe, die ihnen jetzt wieder gebracht wurde, am meisten froh über die zuversichtliche Haltung, die aus diesem Schritt sprach.

Wenn jetzt, mitten in den strahlenden Sommertag hinein, auf dem jenseitigen Rheinufer ein Artilleriegeschoß losheulte und der Aufschlag weit hinten zu hören war, dann sagte wohl die Bäuerin zu Bärbel: „Solange ihr hier seid, bleiben wir ruhig, solange wird uns nichts geschehen.“

Und es geschah auch niemandem etwas. Weit über das Dorf hinweg jagten die Schüsse und suchten sich hinten im Lande ihr Ziel. Als der Kampf später zu Ende war, stellten die Arbeitsmaiden im Dorf nur ein paar winzige Einschlagstellen in einigen Hauswänden fest, die einem Fremden kaum aufgefallen wären.

Mit großen Augen verfolgten die Mädel auf der Karte das Kriegsgeschehen. Weiter, immer weiter nach Holland und Belgien hinein steckte die Lagerführerin die Fähnchen, bis sie den Ring um Dünkirchen schlossen und dann in breiter Front sich nach Frankreich hineinschoben. Doch dann kam der Tag, an dem auch die Oberrheinfront in Bewegung geriet.

An diesem Tag blieben die Arbeitsmaiden hinten und hörten und ahnten den Übergang der Soldaten über den Rhein, diesen todesmutigen Übergang, der in unfaßlich kurzer Zeit die Bunker jenseits des Flusses verstummen ließ und den Auftakt zur gewaltigen Umfassung des Festungswerkes gab, das die Franzosen in allzu großer Sicherheit unüberwindlich geglaubt hatten.

Und dann entfernte sich die Front immer weiter. Das alte Elsaß kam wieder in deutsche Hand, und wirklicher Friede lag über der Rheinebene, in der jetzt Bärbel und ihre Kameradinnen Kartoffeln hackten, Disteln stachen, Steine lasen und die ersten frühen Kirschen von den Bäumen holten.

Gewaltige Vernichtungsschlachten zerschlugen die französischen Armeen, und im Wald von Compiègne, wo einst den Deutschen die größte Schmach angetan wurde, wurde der Waffenstillstand geschlossen. Wieder wurde es ruhig, und nur die deutschen Flieger lösten ihre Aufgaben über England. In Deutschland wurde fleißiger denn je gearbeitet, und auch die Arbeitsmaiden im Westen spürten, daß ihre Arbeit nicht zu Ende war, daß man sie weiter brauchen würde.

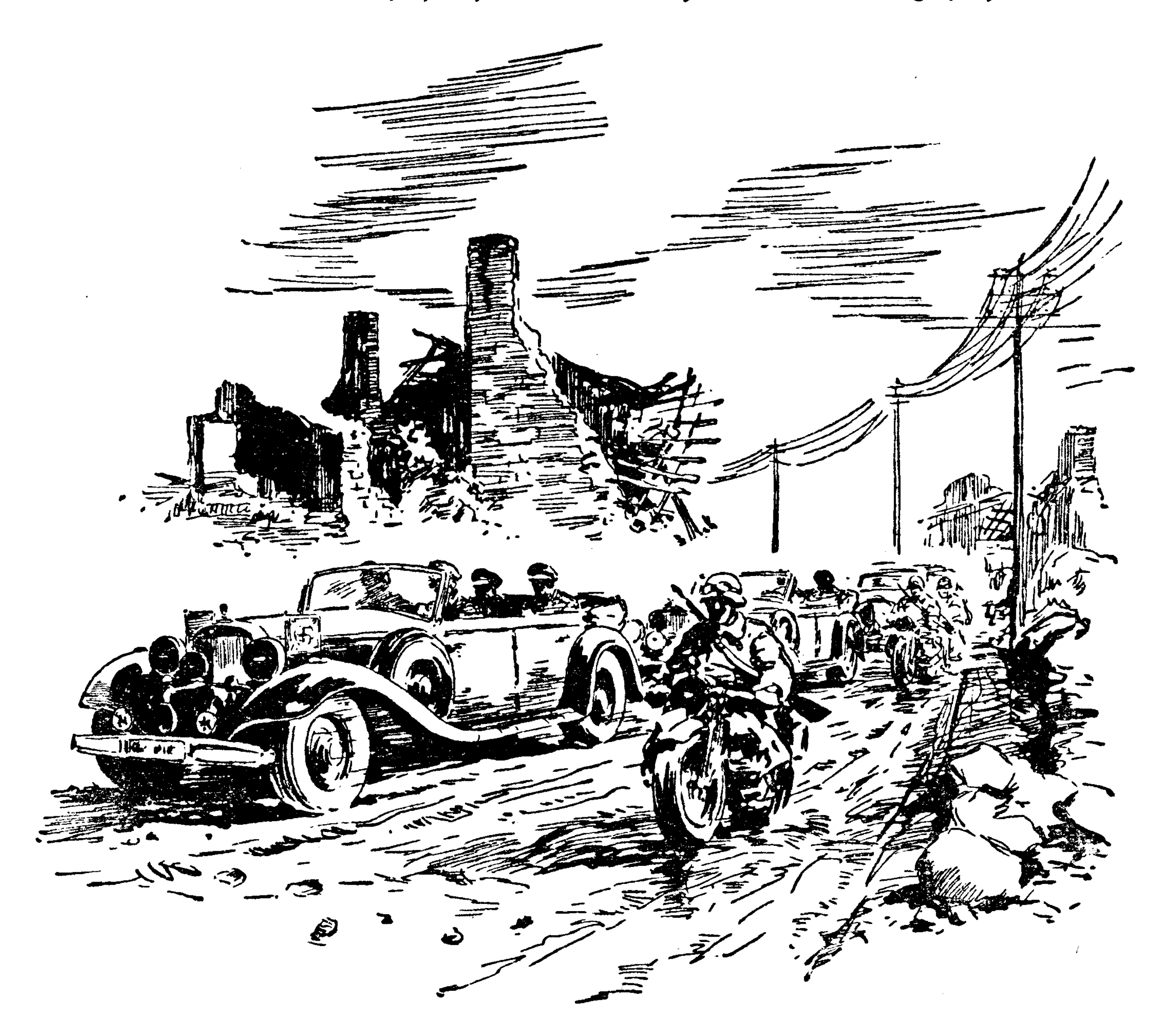
In dieser Zeit wuchs Bärbel immer stärker in ihre Aufgaben als Kameradschaftsälteste hinein. Gewiß schien es so einfach, eine Kameradschaft von elf Mädeln zusammenzuhalten, auf ihre Ordnung zu achten und innerhalb dieser kleinen Gruppe für Pünktlichkeit und Disziplin zu sorgen. Und doch war es manchmal nicht leicht. Da

war in Bärbels Kameradschaft so ein Außenseiter, ein Mädel, das bisher in seinem Leben immer das getan hatte, was es wollte und wonach gerade seine Laune stand, und das nun unter großen Kämpfen gegen sich selbst und die anderen in die Gemeinschaft hineinwachsen mußte.
Da war die immer Unpünktliche, die sich zu Hause nach niemandem zu richten brauchte und die nun immer die anderen warten ließ. Wenn auch Bärbel nicht für die Kameradinnen allein verantwortlich war, so mußte sie doch gerade als Kameradin versuchen, ihnen zu helfen, und es auch zu gleicher Zeit den Führerinnen leichter machen.
Wie glücklich war sie über jeden noch so kleinen Beweis, der ihr sagte, daß wieder eine der Kameradinnen einen Schritt weitergekommen war. Soviel Freude machte ihr dieses alles, daß langsam der Entschluß reifte, für immer im Reichsarbeitsdienst zu bleiben. Die Eltern in Berlin, die sie um Erlaubnis bat, waren damit einverstanden. „Wenn Du glaubst, daß Du alles schaffen wirst, was dort von Dir verlangt wird, dann bleibe“, schrieb der Vater. Und Bärbel blieb.
Nun faßte sie ihren Dienst und alles, was damit zusammenhing, noch viel ernster auf, und es kamen schon bald Tage, an denen sie sich hier und da überlegte: Wie würdest du das als Führerin machen, würdest du es genau so anordnen oder vielleicht anders? So kam es, daß sie jetzt in allem, was sie tat, noch pünktlicher und verantwortungsbewußter wurde. Die kleinen Aufgaben, die ihr der Einsatz als Kameradschaftsälteste brachte, waren ihr bald vertraut und machten ihr mehr und mehr Freude.

*

In diese Zeit fiel ein Erlebnis, von dem Bärbel nachher meinte, es sei wohl das größte ihres Lebens. Und das war so gekommen:
Vor ein paar Tagen hatte sich in Windeseile das Gerücht verbreitet, daß der Führer in der Nähe des Lagers weilte. Dann hatten Arbeitsmaiden hier und da eilige Wagen getroffen, in denen hohe

Offiziere saßen oder Persönlichkeiten des Staates und der Partei. Anneliese behauptete, ganz bestimmt an einer Wegkreuzung den Reichsführer SS gesehen zu haben, Ruth war nicht davon abzubringen, daß der Reichsjugendführer an ihr vorbeigefahren war, und gestern gar erzählte Irmgard, als sie abends mit dem Rad von einer Besorgung im nächsten Dorf zurückkam, sie wäre beinahe in das Auto des Oberbefehlshabers des Heeres hineingefahren.



Und richtig, das Gerücht bestätigte sich: das Hauptquartier des Führers war hierherverlegt. Mit großer Einmütigkeit behaupteten am Sonnabendnachmittag alle Arbeitsmaiden, daß es in der Nähe des Hauptquartiers, ja, gerade dort, die allermeisten und allerschönsten Heidelbeeren gäbe.

Jede einzelne versuchte, auf schlau erdachten Umwegen, die Lagerführerin davon zu überzeugen, daß jetzt in der Heidelbeerzeit ein bevorstehender Sonntag gewiß nicht verstreichen durfte, ohne daß

Körbe von Heidelbeeren in der Lagerküche abgeliefert würden. So willigte die Lagerführerin ein, und am Sonnabendabend hieß es: „Morgen gehen wir um zehn Uhr in die Heidelbeeren.“

Ein Jubel ging durch das ganze Lager, und am Abend wurden in den Schlafräumen die Aussichten besprochen. „Vielleicht fährt er an uns vorbei“ — „ja, vielleicht läßt er den Wagen halten und sagt uns ‚guten Tag‘“ — „vielleicht geht er auch gerade spazieren ...“

Bärbel mußte doch lachen. „Ich glaube, ihr macht euch etwas falsche Vorstellungen von der Arbeit des Führers, aber trotzdem, vielleicht haben wir Glück.“

Doch das schien nicht so. Die SS-Wachen waren unerbittlich. „Der Führer hat viel zu arbeiten.“ Die Arbeitsmaiden nickten, gewiß, das war ihnen klar, aber trotzdem, gesehen hätten sie ihn doch eben allzu gern.

So kamen am Abend vierzig Mädel mit vollen Körben und traurigen Gesichtern im Lager an.

Aber so schnell verlieren Arbeitsmaiden nicht den Mut. Der Gedanke, den Führer zu sehen, ließ sie nicht los. So entstand eines Abends in einem Schlafraum — das Licht hätte längst aus sein sollen, denn die Führerin hatte schon „gute Nacht“ gesagt — ein Brief an den Führer, in dem stand alles, was die Arbeitsmaiden bewegte, auch das erfolglose Heidelbeerpflücken und schließlich der Wunsch, ihn doch einmal zu sehen.

Bärbel war an diesem Brief sehr beteiligt, ja, sie hatte ihn sogar geschrieben, weil alle behaupteten, ihre Handschrift wäre die beste. Am anderen Morgen sollte Ruth, die zum Zahnarzt in die Stadt mußte, einen Umweg machen und ihn an der SS-Wache abgeben. „Meint ihr denn nicht, daß wir ihn der Lagerführerin zeigen müssen? Wir können doch nicht so einfach dem Führer schreiben!“

Bärbel überlegte. Der Meinung war sie eigentlich auch, und sie erbot sich, am anderen Morgen die Sache der Führerin vorzutragen. Doch, wie es eigentlich kam, wußte später niemand; sie wurde über-

stimmt, und am anderen Morgen fand der Brief seinen Weg aus dem Lager, ohne daß ihn die Lagerführerin gesehen hatte.

Bärbel hatte ja doch in den nächsten Tagen etwas Bedenken. Es war eigentlich eine richtige Disziplinlosigkeit, und im stillen hoffte sie, die ᛋᛋ-Wache möchte den Brief in der Rocktasche vergessen haben; denn daß alles eine Überraschung für die Führerin sein sollte, das wollte ihr doch nicht gefallen.

Ein paar Tage später wurde sie und die anderen drei Kameradschaftsältesten zur Lagerführerin gerufen. Aha, nun war es also herausgekommen. „Ja, was habt ihr euch eigentlich dabei gedacht, daß die Arbeitsmaiden ohne mein Wissen einen Brief an den Führer geschrieben haben. Ihr Beweggrund ist zwar verständlich, aber schließlich, wo sollte denn das hinführen, wenn man sich einfach nicht mehr um die eigene Führung kümmert? Nein, es muß alles seine Ordnung haben, und ihr Kameradschaftsältesten sollt ja gerade helfen, Ordnung zu halten, auch die innere Ordnung, denn auf die kommt es ja am meisten an.“ Die Lagerführerin war sehr ernst, und Bärbel meinte, daß sie eigentlich Grund gehabt hätte, richtig böse zu sein.

Aber jetzt lachte sie und sagte: „Nun, immerhin, der Führer ist euch nicht böse, dann darf ich es auch nicht sein. Er hat uns alle für morgen nachmittag zum Kaffee eingeladen.“

Was dann kam, war so schön, daß Bärbel es gar nicht fassen konnte. Sie wollte gleich nach Hause schreiben, aber es ging nicht. So entstand erst zwei Tage später ein Brief, und dies ist er:

„Erst als sich die Schranke öffnete, die uns noch vor zwei Tagen erbarmungslos verschlossen war und unserem OKW.-Wagen respektvoll Einlaß gewährte, wagte ich zu glauben, daß die Hoffnung von Tagen Wirklichkeit geworden war.

Beim Führer zu Gast! Ein Glück, das zu groß ist, um es ganz zu begreifen, in einer Reihe stehen mit vielen, langsam den Führer immer näher kommen sehen und plötzlich vor ihm zu stehen, die Hand in der seinen, Aug in Aug mit ihm, einen unbeschreiblichen Augenblick lang.

Alles hier war erfüllt von seinem Wesen... Und dann kam er an unseren Tisch, ganz nahe war er, schaute uns an und sprach mit uns... Er, vor dem die Welt zittert, freute sich über die Hummelchen, die in den Raum hereinflogen, sich niederließen auf den großen Blumensträußen und fröhlich umherschwirrten.
Er schlug uns vor, eine Radtour nach Straßburg zu machen: ‚Habt ihr alle Räder?' — ‚Nein, aber wir können uns welche besorgen.' — ‚Schulze, wie weit ist es bis Straßburg?' — ‚Fünfzig Kilometer, mein Führer.' — ‚Das wird wohl zu weit sein.'
Wir protestierten: ‚Fünfzig Kilometer sind gut zu machen mit Rädern.' Und der Führer vergaß nicht, uns vorzuschlagen: ‚Einen Quartiermacher müßt ihr aber vorausschicken, der euch in Straßburg eine Unterkunft besorgt.'
Das Gespräch ging dann zum Krieg über: ‚Die Bauern haben sich sicher unter der Maginotlinie etwas Unüberwindliches vorgestellt, aber ehe die andern sich recht die Augen ausrieben, waren wir schon durchgerutscht.' Sein Gesicht leuchtete auf, als er von der Wehrmacht sprach, von dem Glück, daß der Krieg nicht in unser Land getragen wurde. Das könne man erst recht ermessen, wenn man die Verwüstung und Zerstörung gesehen habe, die Tausende von Leichen, die jetzt noch in Dünkirchen angeschwemmt werden, und die ganze Not der Flüchtlinge...
‚Wenn jetzt Frieden wäre, hätte ich euch alle auf den Berg eingeladen. Es ist schön dort oben, wer weiß, wann ich wieder einmal auf meinen Berg komme. Waren einige von euch schon in den Bergen?'
Der Führer nannte unsere Organisation eine sehr wichtige, besonders im Kriegsfall: ‚Das Landjahr und der Arbeitsdienst sind die sozialen Einrichtungen der Zukunft, wie wollte ich meine großen Siedlungspläne im Osten verwirklichen, wenn ich euch nicht hätte! Und im Falle eines Krieges braucht man eben gerade solche Menschen, die man immer und überall einsetzen kann.'
Und weiter sprach der Führer: ‚Ein Krieg bedeutet für ein Volk immer einen Stillstand, der aber durch die dazugewonnenen Gebiete wieder aufgeholt werden kann.'

Der Führer ging an den nächsten Tisch. Wir riefen uns jedes Wort noch einmal in die Erinnerung zurück, im Innersten angerührt von der schlichten Wahrheit dieses Menschen, seinem frohen Ernst, zutiefst dankbar für diese Stunden.
Nun ist es eben nicht mehr nur seine Idee, die uns verbindet, es ist ein anderes Band zwischen uns geworden, ein neues, stärkeres, das in dem Händedruck des Führers seinen symbolischen Ausdruck fand."

*

Ein paar Wochen waren nach diesem Besuch vergangen, da hörte das Lager in den Nachrichten des Rundfunks, daß nunmehr die Rückkehr der Bevölkerung in die Westgebiete beginnen würde. Zug um Zug würden alle wieder in ihre alte Heimat zurückkommen.
Da sagte die Lagerführerin zu den Arbeitsmaiden: „Es wird eine neue und schöne Aufgabe für uns werden, diesen Menschen die Rückkehr zu erleichtern, denn ihre Wohnungen haben fast ein Jahr lang leergestanden, in ihren Gärten wurde seit dem Abzug der Soldaten nichts getan, und mit allem müssen sie sich erst wieder zurechtfinden. Ich hoffe, daß auch unser Lager dabei helfen darf."
Schon wenige Tage später kam von der Bezirksleitung die Anordnung, daß das Lager ein Sonderkommando von zwanzig Arbeitsmaiden zu stellen hätte, die zusätzlich in einem anderen Lager untergebracht würden und von dort aus in den geräumten Gebieten eingesetzt würden.
Bärbel durfte mit dabeisein, als dieses Sonderkommando schon einen Tag später unter Führung der Wirtschaftsgehilfin des Lagers abfuhr. Ein anderes Lager, das reichlich große Räume hatte, hatte schon alles vorbereitet, und so hielten sie denn in zwei großen Schlafräumen ihren Einzug.
Schon am anderen Morgen ging es mit Rädern zu einer kleinen Stadt, die ihre Bewohner bald zurückerwartete. Noch lag sie still und ohne Leben da.

Im Rathaus standen Eimer, Lappen, Besen und Scheuermittel bereit, und dort wurden die Arbeitsmaiden auf die einzelnen Häuser verteilt. Immer zwei und zwei nahmen sie ihr Arbeitszeug und zogen los mit der Anweisung, die Häuser gründlich zu säubern, zu lüften und schön wohnlich zu machen.
Was war das für ein seltsames Gefühl, als Bärbel die Türklinke von Nr. 26 in der Hauptstraße herunterdrückte. Totenstille im



ganzen Haus. Hier war wohl niemand gewesen, seit nach der Offensive die Soldaten abgezogen waren. Wie seltsam das war; hier stand nun das Haus und wartete auf seine Bewohner, die fast ein ganzes Jahr in der Ferne gelebt hatten. Es war dem Haus nichts geschehen. Gewiß, es war nicht sauberer geworden. In allen Ritzen und Fugen hatte sich der Staub eines langen Winters festgesetzt, und die vielen Soldaten, die ein und aus gegangen waren, hatten gewiß keine Filzpantoffeln angehabt.
Schnell hatten Bärbel und ihre Kameradin den Schlachtplan fest-

gelegt und fingen dann im Schlafzimmer an... Betten heraus-nehmen, klopfen, ins offene Fenster hängen, fegen, scheuern und noch einmal scheuern, draußen den Teppich klopfen... Dann kam der nächste Raum dran und noch ein Raum und zum Schluß die Küche. Zuletzt wurde alles wieder eingeräumt.
Bärbel fand in der Kommode noch zwei saubere Decken, die eine kam auf den Küchentisch, die andere in die Stube, und schon hatte die Kameradin im Garten einen Strauß gepflückt und ihn auf den Tisch gestellt. Jetzt sah es allerdings anders aus, und doch waren erst einige Stunden vergangen.
Bärbel merkte, daß sie gar nicht nach der Uhr gesehen hatte vor lauter Schaffensfreude. Nun mußten sie sich aber beeilen, um zum Essen ins Rathaus noch zur rechten Zeit zu kommen.
Noch einmal drehten sie sich an der Tür herum, ehe sie das Haus zuschlossen und den Schlüssel abzogen. Unterwegs malten sie sich aus, was die Frau wohl sagen würde, wenn sie übermorgen in ihre Wohnung käme. Gewiß würde sie staunen. Und ob sie sich nicht auch freuen würde?
Am nächsten Tag kam das zweite Haus an die Reihe, am über-nächsten Tag das dritte. Von Haus zu Haus gingen die zwanzig Arbeitsmaiden und mochten am Nachmittag gar nicht aufhören, weil sie sich immer noch mehr vorgenommen hatten.
An einem Nachmittag bekamen sie alle den Auftrag, beim Ein-räumen der Läden zu helfen, denn der Kaufmann und der Schläch-ter, der Bäcker und der Schuhmacher, schließlich auch der Friseur, sie alle würden schon am nächsten Tage kommen — als erste, damit die anderen Zurückkehrenden gleich alles kaufen konnten.
Bärbel mußte nur immer staunen, wie gut das Ganze organisiert war, und wenn sie in den Zeitungen von dem schrecklichen Elend der Flüchtlinge in Frankreich las, für die niemand sorgte, um die sich keine Regierung kümmerte, dann wußte sie erst, wie groß das war, was sie hier erleben durfte.
Und dann kamen die ersten zurück. „Nichts wie heem", stand mit Kreide an den Eisenbahnwagen, die um die Mittagsstunde im

Bahnhof einrollten. Die Arbeitsmänner machten Musik, und die Arbeitsmaiden standen da, um den Leuten, vor allen denen mit kleinen Kindern, behilflich zu sein. Auch der Bürgermeister war da und der Kreisleiter und die Vertreter der Wehrmacht.

Niemals wird Bärbel vergessen, welch glückliche Gesichter diese Menschen hatten, die jetzt aus dem Zug kletterten, wie sie sich immer umsahen und ansahen und vor Freude kaum etwas sagen konnten. Was sollte auch gesagt werden in diesem Augenblick? Das wenige, was zu sagen war, faßte der Bürgermeister in einer kurzen Ansprache zusammen. Er begrüßte die Zurückgekehrten, und was er dann sagte, war ein einziger Dank an den Führer, dem sie alle die glückliche Rückkehr in die unversehrte Stadt zu verdanken hatten.

Bärbel führte eine Familie mit drei kleinen Kindern in ihr Haus und durfte teilhaben an ihrer Freude. Noch einmal erlebte sie die Ankunft eines Rückkehrerzuges. Bärbel mußte auch an den Bauern am Oberrhein denken, dem sie im vergangenen Herbst und Winter geholfen hatte. Ob er seine Familie wohl auch schon wieder hatte? Wie gern wäre sie dabei gewesen.

Als die ganze kleine Stadt zurückgekehrt war, wurde das Sonderkommando noch zur Hilfeleistung in die einzelnen Familien geschickt. Noch sechs bis acht Wochen sollten sie dableiben, bis die Leute sich wieder eingewöhnt hatten und mit der gröbsten Arbeit fertig waren. Vor allen Dingen kinderreichen Müttern sollte so geholfen werden, die neben der Hausarbeit und dem liegengebliebenen Garten all die Kinderwäsche und Kleidung instand setzen mußten.

Auch Bärbel kam zu einer Familie, von der die Führerin sagte, daß dort acht Kinder seien. Das war eine Aufgabe, auf die sie sich freute. Bärbel merkte sich Straße und Hausnummer und ging am anderen Tag zum neuen Außendienst. Kaum hatte sie die Haustür aufgemacht, kamen ihr schon ein paar Kinder entgegen, das älteste war vielleicht zehn, das kleinste konnte offenbar gerade laufen.

Doch wie seltsam, daß sie außer den Kindern niemand weiter traf. Bärbel klopfte an die Küchentür, machte auf — niemand. Sie ging

in die Stube und schließlich in ein Schlafzimmer und fand dort nur im Körbchen den Kleinsten der Familie.
Nun, Bärbel hatte gelernt zuzufassen, und so machte sie sich denn daran, die Kinder, die noch gar nicht alle angezogen waren, zu waschen und fertigzumachen und wurde bald gut Freund mit ihnen. Die Mutter hatte ihnen offenbar gar nichts von der Arbeitsmaid erzählt, die kommen sollte. Nun, was tat es, Bärbel fand schon ihre Arbeit. In der Küche stand Abwasch, den nahm sie sich gleich vor, fegte dann aus, und als sie gerade beim Zusammenfeaen war, kam die Frau zurück, die wohl einkaufen gewesen war.
Doch wenn Bärbel erwartet hatte, daß sie jetzt freundlich begrüßt würde, dann hatte sie sich geirrt. „Ja, wo kommen Sie denn her, was wollen Sie denn eigentlich hier?“ — „Aber ich bin doch hierher bestellt und soll Ihnen helfen!“
Das war wohl ein Irrtum, denn die Frau wußte von nichts. Sie war nicht gefragt worden und hatte sich auch nicht gemeldet. Früher waren in der kleinen Stadt niemals Arbeitsmaiden gewesen, und daß jetzt die Arbeitsmaiden zur Hilfe eingesetzt wurden, davon hatte sie auch noch nichts erfahren. So merkte Bärbel, daß sie sich wohl in der Hausnummer geirrt hatte, und sie sah betrübt auf die Kinder, die sie schon in der kurzen Zeit richtig liebgewonnen hatte. Auch die Frau schien nichts dagegen zu haben, daß sie blieb, und so fuhr Bärbel schnell ins Rathaus, wo sie die Führerin traf, und bat darum, in dieser Familie bleiben zu dürfen. Am nächsten Tag kam dann in die andere Familie eine Kameradin.
So durfte Bärbel noch beinahe zwei Monate in der glücklichen Kleinstadt bleiben, in der alles bald in seinen alten gewohnten Gang kam. Es war eine schöne Zeit für sie, in der sie viel lernte und in der sie so recht erkannte, wieviel man erreichen kann, wenn man nur da ist und mit anpackt.
Als das Sonderkommando der Arbeitsmaiden wieder in sein Lager zurückfuhr, da hatten sie erleben dürfen, daß deutsche Menschen wieder heimgefunden hatten und zuversichtlicher denn je an den endgültigen Sieg glaubten.

Und dann nach diesem Krieg, dann würden sie alle mithelfen, so wie sie es im Reichsarbeitsdienst gelernt hatten. Sie würden dort zufassen, wo man ihre Kraft und ihre Fähigkeiten am meisten brauchen konnte, die einen in den Haushalten, die anderen in den Läden oder Kontoren, die einen in den Städten, die anderen auf dem Lande. Das war ja im Grunde auch ganz gleichgültig. Aufgaben gab es überall, so groß, wie es sie nie zuvor in Deutschland gegeben hatte.

*

Auch Bärbels Aufgabe ist groß. Sie soll einmal andere, jüngere führen, sie ausbilden und leiten, vor allem aber soll sie Vorbild sein. Bärbel weiß, daß sie dazu noch viel lernen muß. Sie wird jetzt bald auf eine Schule des Reichsarbeitsdienstes kommen, dann wird sie wohl als Gehilfin in einem Lager eingesetzt werden.
Ein paar Jahre später wird sie selbst Lagerführerin sein und danach vielleicht noch größere Aufgaben bekommen. Doch, was sie auch immer tun wird, niemals wird sie das Kriegsjahr vergessen, in dem sie an der äußersten Grenze arbeiten durfte... Und immer wird sie dafür dankbar sein.